

Sex ohne Liebe macht viele unglücklich **NZZ aus dem E-Paper vom 12.10.2022**

Die sexuelle Befreiung hat uns neue Zwänge auferlegt. Doch nun gibt es Widerstand.
Von Birgit Schmid

Es ist wieder eines dieser schrecklichen Wörter für etwas an sich Schönes, und ein Zungenbrecher ist es auch: Sex-Positivity. Das in progressiven Kreisen geläufige Wort meint die Aufgeschlossenheit gegenüber jeglicher sexuellen Lust, alles ist gut, was es zu deren Erfüllung braucht, für nichts muss man sich schämen. Das Begehren soll so endgültig von einer repressiven Moral befreit werden.

Die Idee hinter Sex-Positivity hat auch einen neuen Feminismus geprägt. Frauen bestimmen über ihren Körper und leben ihre Sexualität frei aus, sie formulieren erotische Wünsche und nehmen sich, was sie wollen – wie die Männer. So lautete ein Versprechen der sexuellen Revolution. Dank der Antibabypille kam auch die andere Hälfte der Menschheit in den Genuss des promiskuitiven Traums.

Heute zeigen sich die negativen Folgen dieser liberalisierten Sexualität. Die sexpositive Kultur führt zu neuen Normen. Wer sich ihnen verweigert, gilt schnell als prüde. «Alles kann, nichts muss», lautet ein Slogan der Sex-Positivity-Bewegung. Respekt und Einvernehmen werden betont, doch das hat nicht verhindert, dass das feministische Ideal und die gelebte Wirklichkeit von Frauen auseinanderdriften.

Zu einer positiven, das heisst aufgeklärten und angeblich gleichberechtigten Einstellung gegenüber Sex gehört ein Ja zu Pornos und zu BDSM-Praktiken. Diese sind dank Filmen wie «Fifty Shades of Grey» Mainstream geworden: Lifestyle-Magazine geben Tipps zu Fesselspielen, und in den sozialen Netzwerken gibt es Hashtags, unter denen man nach der «Liebesnacht» die blauen Flecken postet.

Überfordert statt ermächtigt

Als liberal denkende Frau sagt man Ja zur Prostitution, die man nun Sex-Arbeit nennt. Es ist nichts dabei, wie ein Pornostar auszusehen, man ist ja pro Sex. Und emanzipiert und unabhängig – deshalb trennt man auch Liebe von Sex. Das alles, so lernen Frauen in der gegenwärtigen sexuellen Kultur, sei selbstermächtigend.

Stattdessen sind sie überfordert. Billie Eilish hat für ihre Generation gesprochen, als sie bekannte, bereits mit elf Jahren Pornos geschaut zu haben. Das habe ihr Gehirn zerstört und ihre sexuellen Erfahrungen negativ beeinflusst, sagte die 20-jährige Pop-Sängerin. Sie habe beim Sex Ja zu Dingen gesagt, die nicht gut gewesen seien: «Ich dachte, dass mir das gefallen sollte.» Sie wollte cool sein, dazugehören.

Inzwischen scheint die alles bejahende Sexualität die Ursache für dasselbe Leiden zu sein, das sie einst heilen wollte. Doch nun kommt Widerstand. Gleich zwei Bücher von Frauen rechnen mit der Doktrin des «Anything goes» in Liebesbeziehungen und im Bett ab. Sie könnten für den Beginn einer sexuellen Gegenrevolte stehen: für den Wandel zu einer Kultur der Verantwortung, Würde und Empathie.

Die Autorin Nona Willis Aronowitz, die heute 38 ist und eine Sex-Kolumne für «Teen Vogue» schreibt, trägt an einem schweren Erbe. Denn ihre Mutter gehört zu den ersten sexpositiven Feministinnen in den siebziger und achtziger Jahren. In ihrem neuen Buch «Bad Sex: Truth, Pleasure and an Unfinished Revolution» beschreibt Willis Aronowitz, wie sie an den Idealen ihrer Mutter Ellen Willis, einer bekannten Pop-Musik-Kritikerin, immer wieder scheitert.

Zuerst steckt sie in einer Beziehung zu einem Mann fest, dem sie sich kaum verbunden fühlt. Der «schlechte Sex» ist ein Symptom dieser Fremdheit. Dabei sollte sie doch das aufregende, hedonistische Leben führen, zu dem ihre Mutter die Frauen ermuntert hat, um den Männern in nichts nachzustehen. Nach der Trennung geht Willis Aronowitz auf eine sexuelle Selbstfindungssuche. Sie sucht enthemmten Sex, weil sie diesen als Teil des Befreiungskampfes sieht.

Wie es sich für das linke New Yorker Milieu gehört, probiert sie querbeet Gender und Beziehungsformen aus. Die Männer mit ihrem schlechten Ruf lässt sie vorerst links liegen. Sie hat Affären mit Frauen, schaut sich Pornos mit allen möglichen sexuellen Orientierungen und Identitäten an, sie lässt sich auf ein paar Dreier ein. Doch, so schreibt sie: «All das machte mich kein bisschen queerer.» Ihre Verklemmtheit muss sie erkennen, als sie sich eine erotische Massage kauft, aber nichts dabei spürt.

Es klingt vorerst wie eine Niederlage, wenn sie sich eingesteht, dass sie hoffnungslos heterosexuell sei, eine Frau, der es gefalle, den Mann zu verwöhnen, seine Erregung zu spüren. Wieder kommen sich Politik und Begehren in die Quere, widersprechen persönliche Bedürfnisse dem feministischen Programm. Und es kommt noch schlimmer: Als sie eine offene Beziehung eingeht, wird sie von Eifersucht überwältigt.

So wie schon ihre Mutter insgeheim unter dem als kleinlich verpönten Gefühl litt, so muss auch Nona Willis Aronowitz damit fertigwerden, dass die freie Liebe sie nicht freier macht. «Heimlich wünschte ich mir Monogamie», schreibt sie: «Ich war wie jede andere Frau, die ihren Mann an sich binden will.»

Emotional unverbindlich

Und jetzt? Bedauern muss man sie deswegen nicht. Die Selbsterkenntnis hat sogar etwas Befreiendes. Es ist eine Absage an eine unrealistische, wiederum einengende Ideologie, die Frauen lehren wollte, dass sich Hingabe nicht mit Autonomie vertrage. So sagten es die Vorkämpferinnen der ersten grossen Frauenbewegung: Eine Frau, die sich an einen Mann verliere, mache sich abhängig und bestätige das Patriarchat.

Die nachfolgende Generation der Töchter, die diesen Grundsatz verinnerlicht hat, wird ihn nur los, indem sie die gegenteilige Erfahrung macht: Es fühlt sich grossartig an, sich auf jemanden einzulassen, statt mit Gelegenheitssex die Lust zu diversifizieren. Damit begeht man keinen Verrat an der Sache der Frau. Die Revolution ist also erst vollbracht, wenn man sich eingestehen kann, dass auch Gefühle wie Eifersucht eine Berechtigung haben.

Nona Willis Aronowitz hat inzwischen einen neuen Partner und mit diesem seit kurzem ein Kind. Damit erfüllt sie, wozu die zweite Autorin rät: sich niederzulassen. Die britische Feministin Louise Perry empfiehlt am Schluss ihres Buchs «The Case Against the Sexual Revolution» sogar die Ehe. Sie vertritt klar konservative Werte und kritisiert den liberalen Feminismus heftig.

Dieser habe zu einer «Ideologie der sexuellen Entzauberung» geführt, welche jungen Frauen massiv schade, schreibt Perry. Sie selbst betrachtete Pornos, BDSM und One-Night-Stands selbst als normalen Teil der Sexualität, bis sie mit Vergewaltigungsopfern zu arbeiten begann. In ihrem Buch zitiert sie Studien, wonach über die Hälfte der Britinnen zwischen 18 und 24 schon von ihren Partnern gewürgt worden sei beim Sex – ungewollt, aber auch mit dem Einverständnis der Frauen.

Kein selbstbestimmtes Handeln

Louise Perry wehrt sich dagegen, dass die Sexualität zur reinen Triebbefriedigung abgewertet wird und als Beleg für selbstbestimmtes Handeln herhalten muss. Sie schreibt: «Sex ohne Liebe ist nicht

ermächtigend.» Frauen würden sich von Männern unterscheiden, sowohl körperlich wie psychologisch. Für Frauen, so argumentiert sie mithilfe der Evolutionsbiologie, habe Sex eine andere Bedeutung als für Männer. In unserer sexualisierten Kultur ahmten Frauen die Männer nach – wider ihre Natur.

Das ist eine provokative Aussage. Natürlich gehen auch Frauen lustvoll Affären ein und können Phantasie und Wirklichkeit unterscheiden, wenn sie sich einen Porno anschauen. Deshalb weist Perry auch immer wieder auf die Ausnahmen hin. Auch will die Autorin die Zeit nicht zurückdrehen in die fünfziger Jahre. Man ist erleichtert – gerade, weil vieles, was sie sagt, Zustimmung verdient. Das Buch dürfte ihr dennoch den Vorwurf der Prüden eintragen.

Die sexuelle Revolution hat Gutes bewirkt, dies aber zu ungleichen Bedingungen. Während die Männer Sex haben konnten, wann und mit wem sie wollten, nahmen sie auf die Wünsche und Gefühle der Frauen weiterhin wenig Rücksicht. Diese passten sich ihnen an. Der Wunsch nach Treue und Commitment galt als vorgestrig, als Ausdruck von kleinbürgerlicher Spiessigkeit und Besitzdenken. Unverbindlicher Sex wurde zum Ideal, die jederzeit willige Frau zu einer Männerphantasie. Mit Auswirkungen bis heute, so Louise Perry.

Feministin rät: Heiratet!

Man kann der Autorin vorhalten, dass sie die Männer grösstenteils ausspart bei ihren Überlegungen. Auch Männer stehen durch die liberalisierte Sexualität unter Druck. Zudem scheint Perry jeden Mann für einen potenziellen Triebtäter zu halten. Letztlich meint sie aber sowohl Frauen wie Männer, die in der Ehe aufgehoben seien – der Zweierbund als Schutz gegen die lieblose Aufreiss-Kultur. Für lebenslange Monogamie sei der Mensch zwar nicht geschaffen, schreibt sie, aber kein System habe sich besser bewährt. Das zeige auch der Erfolg von Gesellschaften, in denen die monogame Ehe üblich sei.

Sex ist kein Synonym für Freiheit: Was Nona Willis Aronowitz durch ihre Erfahrung als Lüge entlarvt, erläutert Louise Perry mit ihrer Analyse. Sex ohne Liebe macht zu viele unglücklich. Es sagt viel über unsere Zeit aus, dass es heute sogar ein Wort wie «demisexuell» gibt: Damit sind Leute gemeint, die sich mit jemandem emotional verbunden fühlen müssen, um erotisch von ihm angezogen zu sein.

Vor der sexuellen Revolution hätte man gedacht, das treffe auf fast alle Frauen zu. Heute bezeichnet die Abneigung gegen Gelegenheitssex eine sexuelle Orientierung. Und damit offenbar eine Minderheit. Doch nun scheinen sich die Dinge zu ändern.